

Zum  
**Schutz**  
der  
**baltischen Frauen**

von

**Jh. Neander.**

**Riga 1893.**

*Verlag von Jonck & Poliewsky.*

Zum  
**Schutz der baltischen Frauen.**

Verschiedene Stimmen  
über  
**Frauenemancipation, Frauenberuf und Frauenideal,**

gesammelt und commentirt

von

**Gh. Neander.**

Motto: „Die echte Civilisation  
sondert und gliedert, die schlechte  
ebnet aus“.

Riga 1893.  
Verlag von Jontz & Poliewsky.

Дозволено цензурою. Рига, 22 Апріля 1893 г.

Unsre Fraun sind engelschön und rein.  
Thöricht, wer sie schelten kann.  
Anders wahrlich mag es nimmer sein.  
Sucht und reine Minne,  
Wer die sucht und liebt,  
Komm in unser Land, wo's noch beide giebt.  
Lebt' ich lange nur darinne!

Walther von der Vogelweide.



## Thöricht, wer sie schelten kann.

---

Im geistvollen Andersen'schen Märchen vom „häßlichen jungen Entlein“ (das aber eigentlich ein Schwan war) wird das Entlein in eine Bauernhütte zu einer alten Frau verschlagen, die dort mit ihrem Kater und ihrer Henne wohnte. Der Kater war Herr im Hause und die Henne die Dame, und immer sagte sie: „Wir und die Welt“. Denn sie glaubte, daß sie die Hälfte seien, und zwar die bei Weitem beste Hälfte. Das Entlein glaubte, daß man auch eine andere Meinung haben könne, aber das litt die Henne nicht.

„Kannst du Eier legen?“ fragte sie.

„Nein.“

„Nun dann wirst du die Güte haben, zu schweigen.“

Und der Kater, der die Gabe besaß, Funken zu sprühen, wenn man ihn gegen das Haar strich, sagte: „Kannst du einen krummen Buckel machen, schnurren und Funken sprühen?“

„Nein.“

„So darfst du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen.“

So die gefiederte Dame und der schnurrende Kater in der Hütte des Märchens. Etwas anders lauteten die

kategorischen Fragen, die unlängst in einem Rigaschen Blatte an die baltischen Frauen gerichtet wurden:

Sind wir Kunstweberinnen? Sind wir Kupferstecherinnen? Sind wir Spitzenklöpplerinnen? Sind wir Filigran-, Mosaik- oder Uhrmacherinnen, Holzschnitzerinnen oder etwa Meierinnen? Aber haben wir auch einen nationalökonomischen Gesichtspunkt?

Von all diesen Dingen — das war das niederschmetternde Ergebnis des hochnothpeinlichen Verhörs — verstanden die baltischen Frauen entweder garnichts oder viel zu wenig. Sie ständen „selbst Japans und Indiens eingebornen Frauen in gewissem Sinne nach“. Und daraus folgte der harte Schluß: Nun dann könnt ihr auch nicht auf die Weltausstellung nach Chicago.

Dieser Artikel war übrigens nicht der einzige, weder der erste noch der letzte seiner Art, sondern bloß eine von den vielen Auslassungen, durch die in neuester Zeit unsere baltischen Frauen alarmirt werden sollten. Es ist nämlich gleichsam eine kleine weibliche Heilsarmee unter Pauken und Trompeten und mit fliegenden Fahnen ins Land gezogen. Mit hitzigen Tintensalven haben die reißigen Damen den Krieg gegen die alte, die verrottete sociale Ordnung und deren „heilige Satzungen“ eröffnet, um die in Unbildung und geistiger Knechtschaft schmachtenden baltischen Frauen zu befreien. Ein Mann versuchte es zwar ihnen entgegenzutreten; aber der hat ein schleuniges und klägliches Ende gefunden. Im Nu war der Unglückliche über den Haufen gerannt worden und seitdem hat er sich nicht mehr zu rühren gewagt. Auf seinem Leibe wurde das Banner aufgepflanzt, und im Kreise um ihn herum stimmte die siegreiche Schaar seiner Feindinnen den bis in entlegene Winkel des Landes schallenden Schlacht-

gefang ihres Programms an. Aus diesem bunten Wirrwar einiges Berechtigten und vieler Sonderbarkeiten, zahlloser Phrasen und einiger mehr concreter Forderungen tönt uns Folgendes in den Ohren nach:

In der Erziehung müsse mehr für die praktische Ausbildung der weiblichen Jugend und deren Erwerbsfähigkeit geschehen; es müßten den Frauen andere Gebiete der Gewerbtätigkeit eingeräumt, ihnen eine gründlichere Fachbildung zu Theil werden. — Schulung! Methode! Rationalökonomischer Gesichtspunkt! — Auf nach Chicago! — Eine Damenbehörde! — Die Frau ist genau mit demselben Maaß zu messen, wie der Mann! — Die conventionellen Mädchenschulen reichen nicht aus. Gründliche Reform der Töchterschulen! Lateinisch und Griechisch müssen die Mädchen lernen! — Mädchengymnasien! Akademische Bildung! — Ärztinnen! — Auch die Frauen müssen am Menschheitswerk betheilt sein! — Bis jetzt gab es eigentlich bloß ein Männerrecht, kein Menschenrecht. Auch die Frauen sind Menschen! — Es ist am Platze, alle Dinge in ihrem großen Zusammenhange mit kräftig wirksam gezeichneten Contouren darzustellen! — Fort mit dem überwuchernden Gefühlleben! — Die Männer freilich finden an den Mädchen das Paradies des Unbewußten, das Paradies der Unschuld anziehend; aber die Keuschheit, dieser Mehlthau auf den Seelen, ist nicht von Dauer und wird durch das unerbittliche Leben ohnehin abgestreift. — Die Männer sollten sich das rechte und nicht ein Pseudoideal der Frau bilden. Dann werden sie sich auch nicht so verkehrt, sondern in die Richtigen, in die, welchen es eigentlich zukommt, verlieben. — Fort mit den heiligen Satzungen der Vergangenheit! — Die Jetztzeit ist die Zeit des Fortschritts, dem sich Niemand und nichts entziehen kann.



Einzig und allein durch die kolossalen Fortschritte der Neuzeit ist die Menschheit erlöst worden von den entsetzlichen Verirrungen des Mittelalters. — Fortschritt! Erkenntniß! — Auf nach Chicago! — Es gilt die Gesamtinteressen der Frauenwelt, es gilt ihre Menschenrechte zu wahren! — Logik! Klarheit! Reform! Fortschritt! Fortschritt! Das ist das echte Ideal! — Auf nach Chicago!

So lauten in verkürztem Auszuge sonst aber meist wörtlicher Wiedergabe die hauptsächlichsten Schlagworte und Phrasen, mit denen in den geharnischten Zeitungsartikeln die emancipationslüsternen streitbaren Damen unsere angeblich unterjochten, hinter der Zeit weit zurückgebliebenen baltischen Frauen zum Kampfe um ihre Existenz und Gleichberechtigung mit den Männern, zum Kampfe um ihre Menschenrechte mobil zu machen suchten. Leider haben die geehrten Verfasserinnen der Kampfsartikel das Publikum darüber im Unklaren gelassen, ob sie durchweg ledigen Standes sind, oder ob sich unter ihnen auch Ehefrauen und insbesondere auch Mütter von Töchtern befinden. Man verstehe mich nicht falsch, man glaube ja nicht, in der Betonung dieses Unterschiedes sei eine Geringschätzung der Unverheiratheten oder eine Stichelei gegen die „alten Jungfern“ enthalten. Das liegt mir durchaus fern. Solche Sticheleien gegen die alten Jungfern im Allgemeinen wären der Ausdruck einer Gemüthsroheit, mit der ich nichts gemein haben möchte. Wer eine Ahnung davon hat, wie viel schnöde getäushtes Vertrauen und herzlos gekränkte Liebe die Ursache der Vereinsamung manches an Herz und Geist hochbeanlagten Mädchens war, wer eine Ahnung davon hat, wie viel hochherzige Entfagung, hingebende Selbstverleugnung im Dienste der nächsten Angehörigen, im Hause oder auch in weitem

Kreisen grade bei solchen ledigen Frauen anzutreffen ist, der kann ihrer nicht spotten, sondern sieht sich nicht selten bewogen, solcher Selbstlosigkeit und aufopfernden Liebe aufrichtige Bewunderung zu zollen. Das hindert aber nicht, *ceteris paribus*, dem Zeugniß einer Mutter über Uebelstände in der Mädchenerziehung ein größeres Gewicht beizulegen, als demjenigen einer (sei es auch noch so gereiften ältern) Jungfrau. Denn erstere fußt naturgemäß auf einem festern Boden von Thatfachen und Erfahrungen, und bei ihr wird die Beeinflussung des Urtheils durch subjective Verbitterung oder verallgemeinernden Männerhaß von vornherein weniger wahrscheinlich sein. In den erwähnten Artikeln der geehrten Damen aber ist neben einigen unbestreitbaren Wahrheiten recht viel subjective Bittergalligkeit zum Vorschein gekommen.

Zu den unbestreitbaren Wahrheiten gehört jedenfalls die Betonung der Thatfache, daß die Zahl der erwerbslosen unverheiratheten Mädchen deshalb eine so große ist, weil für ihre Ausbildung nicht genügend gesorgt wurde. Ganz berechtigt ist daher die Forderung, daß durch gründliche Fachbildung den Frauen auch andere Gebiete der Gewerbtätigkeit als bisher eröffnet werden sollen. Dieser Gedanke ist freilich nicht neu. Für ihn und seine praktische Realisirung ist man bereits vor Jahren durch das gedruckte Wort im „Nigaer Tageblatt“ und auch in anderer Weise und an anderem Ort mit großem Nachdruck und Ernst eingetreten. Bald darauf hat auch der Verfasser jener Artikel des Tageblatts die Freude erlebt, daß diese Gedanken von hochherzigen Frauen und einsichtigen Männern zuständigen Orts gefördert und mit bestem Erfolg verwirklicht wurden. Damit war der Beweis erbracht, daß man bei uns zu Lande dieser wichtigen Frage keineswegs

völlig fremd und verständnißlos gegenübersteht oder Mangel an Opferwilligkeit entgegenbringt. Man kann daher mit Fug und Recht annehmen, daß es an werththätiger Unterstützung und Förderung berechtigter Forderungen nicht fehlen würde, wenn die geehrten Damen, die jetzt so tumultuarisch ihre Kritik äußerten und Reformen verlangten, auch versucht hätten den Weg anzudeuten, auf welchem sich wenigstens einige von ihren Ideen über praktische Ausbildung der weiblichen Jugend praktisch realisiren ließen. Das hat aber keine von ihnen gethan. Oder sollte irgend ein klar und nüchtern Denkender der Ansicht sein, der Ausruf für Chicago sei ein praktisches Mittel zur Reformirung der Mädchenerziehung? Die bereits bestehenden Institute für praktische Ausbildung der weiblichen Jugend, wie z. B. die Rigasche Mädchen-gewerbeschule, werden völlig mit Stillschweigen übergangen und scheinen den geehrten Artikelschreiberinnen offenbar nicht einmal der Erwähnung werth, obgleich es doch für eine sich in den Dienst der Sache stellende ernste Reformbestrebung selbstverständlich wäre, die bereits vorhandenen Anfänge zu fördern, auszubauen oder wenigstens einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Aber so etwas scheint den reformatorischen Damen ganz fern zu liegen. Bloss die Hochschulen werden kurz, aber mit unverhohlener Geringschätzung erwähnt. „Hochschulen“, heißt es da, „haben wir; aber haben wir auch einen nationalökonomischen Gesichtspunkt?“ (sic.) Ich fürchte: mit dem angeblichen nationalökonomischen Gesichtspunkte wird ebenso wenig geleistet werden, als mit dem angeblichen Bestreben „alle Dinge im Allgemeinen, in ihrem großen Zusammenhange mit kräftig wirksam gezeichneten Contouren darzustellen“ (sic).

Ein für rauschende Phrasen empfängliches Gemüth wird sich durch solche erhabene, orakelhaft dunkle Worte vielleicht wohl ergriffen fühlen. Aber praktisch sind sie leider nicht zu verwerthen. Man wird es daher begreiflich finden, wenn wir überhaupt nicht auf Einzelheiten des großartigen Reformprogramms eingehen, wenn wir es unterlassen, gegen Chicago, Arztinnen, klassische Mädchenschulen, weibliche Universitätsbildung u. s. w. zu polemisiren. Das wäre überflüssig. Einzig und allein die Art und Weise der emancipationslüsternen Agitation und die ihr zu Grunde liegende Auffassung vom wahren Beruf und Ideal der Frau ist's gewesen, was diese Zeilen veranlaßt hat. Die absprechende große Sicherheit, mit der die geehrten Agitatorinnen im Besitze des „echten Ideals“ zu sein behaupten, braucht zwar keineswegs den Männern Beklemmungen zu erregen, sie ist aber, in Verbindung mit der Betonung einiger unleugbaren Uebelstände und Wahrheiten, vielleicht doch geeignet, manchen Leserinnen zu imponiren und ihnen den Kopf zu verdrehen. Jene die größte Siegeszuversicht zur Schau tragende Sicherheit erklärt sich freilich am besten durch den Umstand, daß die geehrten Verfasserinnen der mehrerwähnten Zeitungsartikel nicht ihre eigenen Originalgedanken vortragen, sondern direct oder indirect aus mannigfachen Agitationschriften für Frauenemancipation, mit einer immerhin lobenswerthen gewissen Vorsicht und Rücksicht auf die Gefühle und Anschauungen der baltischen Lesewelt, geschöpft haben. Fast alle aufgezählten Schlagworte und Phrasen von der Selbstständigkeit und den Menschenrechten der Frau, von Fortschritt und Menschheitswerk, von Logik, Erkenntniß, Reform u. s. w. wird man auch in des Socialdemokraten Bebel cynischem

Buche über „die Frau“ antreffen, wenngleich wohl angenommen werden darf und wir auch gerne annehmen, daß keine der geehrten Damen dieses Buch selbst gelesen hat, oder daß, wenn sie es gelesen haben, sie es jedenfalls nicht voll verstanden haben. Wenn Dame U die weibliche Unschuld und Keuschheit den Mehlthau der Seele nennt,\*) so wird sie sich dabei vernuthlich nichts besonders Schlimmes gedacht haben. Sie scheint nämlich nicht zu wissen, was unter Mehlthau zu verstehen ist. (Mehlthau ist — erlaube ich mir der geehrten Dame zu bemerken — eine Leben erstickende, widerliche Pflanzenkrankheit, ein aus zahllosen, durch Blattläuse erzeugten Pilzen bestehender weißlicher Ueberzug auf Blättern und Früchten der Pflanzen. Vielleicht hat den Begriffen der geehrten Schreiberin so etwas wie Blüthenstaub vorgeschwebt. Sie sagt und drückt aber mit ruhiger Sicherheit: „Mehlthau“. Das wäre ein recht bezeichnendes Beispiel für die Unklarheit der Begriffe, die bei dem so reichlichen Gebrauch der Phrasen, trotz der in ihnen so oft betonten „Logik“, „Erkenntniß“,

---

\*) Um dem Vorwurfe vorzubeugen, wir hätten ein aus dem Zusammenhange gerissenes Wort citirt, geben wir hier den ganzen Passus wieder. Er lautet:

„Männer finden es zwar häufig anziehend, wenn Frauen im sogenannten Paradies des Unbewußten weilen und meinen, Männerbildung werde sie aus demselben vertreiben. Sie vergessen, daß die Keuschheit des Geistes doch nur solange einen Reiz hat, solange sie mit vollkommener Keuschheit der Seele vereint ist. Leider streift das unerbittliche Leben mit seinen Erfahrungen diesen Mehlthau von der Seele, und wie reizlos ist dann die Frau in reifern Jahren, die immer noch weiter schlummert! Was entschädigt schließlich den Menschen für das unwiederbringlich verlorene Paradies der Unschuld, wenn nicht die Erkenntniß? Arme Eva, der auch das versagt sein soll!“

„Marheit“ u. s. w., geherrscht hat). Was aber immer sich Dame U. bei ihren Worten auch gedacht haben mag, — solche öffentliche Witzeleien oder unbefangene Erörterungen über den Werth oder Unwerth der weiblichen Keuschheit und des unwiederbringlich verlorenen Paradieses der Unschuld nehmen sich im Munde einer Dame unter allen Umständen recht — recht sonderbar aus. Offenbart sich darin nicht zum mindesten ein auffallender Mangel an Verständniß für die edelsten Anlagen der weiblichen Natur, ein Mangel der uns auch sonst in dieser ganzen kleinen Damen-Litteratur und ihrem Programme: selbst ist das Weib entgegentritt? In all ihren Artikeln ist außerordentlich viel von Selbstständigkeit, Logik, Ebenbürtigkeit des weiblichen Verstandes, Gleichheit der Stellung, Gleichheit der Anlagen, Gleichheit der Menschenrechte u. s. w. die Rede. Aber Herz und Gemüth, Glaube und Liebe spielen darin gar keine Rolle, werden höchstens mit einigen Phrasen gestreift oder gar mit bissig ironischen Bemerkungen über das „Paradies der Unschuld“, „Uebersucherung des Gefühls“, „heilige Satzungen der Vergangenheit“ u. s. w. abgethan. Mit dem Begriffe Weiblichkeit wird in ihnen und in den von ihnen geforderten Reformen überhaupt nicht gerechnet. Ja nicht einmal das Wort „Weiblichkeit“ kommt, soviel ich mich erinnere, darin vor. Vergeblich wird man in diesen Ergüssen einer begehrliehen Uniformierungssucht nach einer Aeußerung suchen, die auf ein liebevolles Verständniß für Familienleben, häusliches Glück und Heimath, für Frauenliebe und Mutterliebe oder gar für die höchsten geistigen Güter der gesammten Menschheit schließen ließe. Die flache Weltanschauung eines widernatürlichen Naturalismus und öden Internationalismus, ein eifriger Hauch unweiblicher Herzlosigkeit

und radikaler Rücksichtslosigkeit weht uns aus den Spalten dieser Zeitungsartikel entgegen. Nicht einer einzigen Ausführung begegnen wir dort, die uns an das Dichterwort erinnerte: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“

\* \* \*

Indem wir hiermit unsere kurzgefaßte Kritik und Beleuchtung der Damenartikel, die in einem Rigaschen Blatte für die Gleichstellung und Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern eintraten, schließen, könnten wir uns gleich dem positiven Theile unserer Erörterungen zuwenden, wenn uns nicht, nachdem dieses Manuscript bereits fast zum Abschluß gelangt war, ein Buch in die Hand gefallen wäre, das, vor Kurzem erschienen, wie es heißt, in Riga viel gelesen werden soll.

Auf den ersten Blick hat dieses Buch eine ganz andere Physiognomie als die erwähnten Damenartikel der Zeitung. Es ist nicht im demokratisch-agitatorischen sondern in einem bewußt und gesucht zierlichen Tone gehalten, es thut sich auf seine vornehmen Allüren viel zugute und trägt mit offenbarster Absichtlichkeit eine Verachtung alles „Unfeinen“ zur Schau. In ihm ist weder von Weltausstellungen noch von Arztinnen noch von klassischen Mädchengymnasien u. s. w., wohl aber sehr viel von Liebe, Ehe, Weiblichkeit und Aehnlichem die Rede. Und dennoch hat es mit jenen Kämpfinnen für die Frauenrechte in einer Hauptsache sehr viel gemein: es predigt gleichfalls die Emancipation. Zwar läßt es zunächst die äußeren Formen, die äußere Stellung der Frau, ihre staatsbürgerlichen Rechte und Aehnliches beiseite. Dafür wendet es sich aber gegen die ihnen zu Grunde liegenden, angeblich veralteten Anschauungen über Ehe und Sittlichkeit, denen vom Standpunkt des

heutigen Fortschritts aus die Geltung abgesprochen wird. Es polemisiert nicht gegen Institutionen, sondern gegen Gesinnungen, es betreibt nicht äußere, sondern innere Destruction, es versucht noch nicht niederzureißen, sondern vor Allem innerlich zu zerlegen.

Ein kurz gefasstes Referat soll dies Urtheil begründen.

Eine Dame macht in einem Eisenbahnwagen die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der im Begriff steht, sich mit einer Ungenannten zu verloben. Sie beginnen sofort eine Unterhaltung über Tolstois „Kreuzersonate“ und vertiefen sich in eingehende Erörterungen über die Stellung der Geschlechter zu einander, wobei der Dame die belehrende Rolle zufällt. Sie spricht über geistige und leibliche Keuschheit, über die „sittliche Paria“, über den Werth des Heirathens für den Einzelnen und für die Menschheit, über Liebe, Leidenschaft u. s. w. „Die Natur,“ sagt sie zum jungen Mann, „straft Ehelosigkeit körperlich, geistig und moralisch.“ Freilich nicht Alle sollten heirathen. Das wäre „im höchsten Grade wünschenswerth und zweckmäßig, damit sich immer nur das Bessere fortpflanze und vom Besseren endlich das Beste.“ Die Unterhaltung über diese Fragen wird nachher im Gasthause und anderwärts fortgesetzt, wobei sie u. A. auch folgenden Gedanken äußert: „Die wahre Emancipation,“ „die wahre Erhebung der Frau kann nur stattfinden, wenn man die schmähliche Sklavenkette bricht, an welcher das Gebot Er soll dein Herr sein sie Jahrhunderte lang geschmiedet hat. . . . Aber wie die damalige Weltanschauung (also die biblische, d. Ref.), die es geboren, längst in sich zerfallen ist vor dem Fortschritt der Zeit, so hat auch dies Wort heute keine Geltung mehr.“ — Dann warnt die Dame ihren neuen Bekannten vor gewissen



Gefahren der Ehe. „Heirathen Sie nie,“ sagt sie (wörtlich), „wenn Ihnen nicht geistig ebenso wohl ist an der Seite einer Frau, wie körperlich, aber ebenso auch nicht, wenn Ihnen nicht körperlich ebenso wohl ist wie geistig.“ „Und wenn sie geistig in der vollendetsten Harmonie leben, und es ist nur etwas ganz Geringes (sic) — sonderbare Bewegungen, häßliches Gehen oder Sprechen u. dgl. — das Sie aber peinlich berührt, reizbar, nervös macht, so werden diese kleinen Eigenthümlichkeiten das Glück Ihrer Ehe untergraben.“ — Um diese ihre Meinung und Warnung zu bekräftigen, liest die Dame darauf dem jungen Manne, dessen Bekanntschaft sie auf der Eisenbahn gemacht hat, die Geschichte ihrer eigenen Ehe vor.\*) Die großartige Offenheit und Unbefangenheit — um nicht zu sagen Nacktheit — mit der die Dame in der Darstellung ihres ehelichen Lebens zwischen dem geistigen und leiblichen Element derselben unterscheidet und beide analysirt, erinnert so sehr an die „Kreuzersonate“ des von ihr verehrten Tolstoi und die geistesverwandten Produkte, daß ich mich auf daß für das Verständniß des Referats Allernothwendigste beschränke.

Als ihr Mann um sie anhält, macht er ihr ein Geständniß. „Was er mir beichtete,“ erzählt sie, „war eine Leidenschaft, der eine sehr, sehr große Zahl der Männer huldigen: das Weib.“ „Die unselige Neigung war ihm angeboren.“ Die Frauen huldigten ihm überall, sie verwöhnten und verführten ihn, und er — ließ sich verführen.“ In Folge dessen war in ihm die Fähigkeit

---

\*) Sie sagt ihm zwar nicht direct, daß diese in der Ichform gehaltene Erzählung ihre eigene Ehestandsgeschichte sei, er merkt es aber natürlich sofort und behandelt das Gehörte auch demgemäß.

zur Liebe erstorben. — Sie heiratheten sich, haben auch einige Kinder. Aber es ist eine Ehe ohne — ja wie soll ich mich als Referent ausdrücken? ohne — Leidenschaft seinerseits, weil sie seinem „ästhetischen“ Sinne nicht genügte, zu wenig körperlichen Reiz für ihn besaß. Mann und Frau sind die allerbesten Freunde, aber nie zärtlich gegeneinander, und „je hoffnungsloser“, erzählt sie, „wir uns körperlich von einander entfernten, desto fester klammerte sich Geist an Geist.“ Das vermochte er aber auf die Dauer nicht zu ertragen, und nach einer Ausführung des Lohengrin der sie beizwohnten, beschließen sie sich zu trennen. „Wir hoben unsere Ehe thatsächlich auf, doch nicht vor dem Gesetz. Wir blieben bei einander, aber wir wurden wieder Freunde — nur Freunde — und lebten jeder für sich.“ „Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen.“ „Aber es war doch schwerer anfangs als ich gedacht.“ Sie bittet ihn daher auf Reisen zu gehen, und nur zu gern geht er auf den Vorschlag ein. Nun verfällt er aber vollständig seiner alten „Leidenschaft für das Weib.“ Diese „Leidenschaft“, erzählt sie, „schäumte nun über und durchbrach alle Schranken. Mehr todt als lebendig“ kehrt er schließlich wieder zu ihr zurück, und mit der größten Schonung und Zartheit“, erzählt sie, „nahm ich die wunde Seele meines Freundes in Pflege.“ Obgleich der läuderliche Gatte wohl selbst sein Verhalten als Schuld empfindet, ja einmal sogar als „Sünde“ benennt, so ist die Gattin schließlich doch der Ansicht, daß eigentlich Niemand Schuld habe, weder er noch sie, und daß nur „das Schicksal“ verantwortlich sei. „Konnte er“, sagt sie wörtlich, „etwas dafür, daß seine Natur so heftig nach Schönheit verlangte, daß sein Körper ebenso wach war, wie sein Geist? Und ich — konnte ich dafür,

daß ich auch nicht die geringste Anmuth besaß?“ „Meinem Manne war absolut kein Vorwurf zu machen“ (sic). — Aber noch mehr: nicht bloß den Gatten und dessen Ausschweifungen behandelt sie mit einer so großartigen Toleranz, sondern auch diejenigen weiblichen Wesen, mit denen er diese Ausschweifungen begangen hatte. „Ich habe“, erzählt sie selbst, „manche jener armen Geschöpfe später kennen gelernt und sie seiner Freundschaft wohl würdig gefunden, ja, mit Mancher bis auf den heutigen Tag einen Briefwechsel unterhalten. Er war rührend dankbar dafür, wie ich mich zu Allem stellte. Und unsere Freundschaft wurde größer durch Alles, wie wir's erlebten.“ — In ihrem vermeintlichen Edelmuthe geht sie schließlich so weit, daß sie sich „zuschwört“ „wenn je die Frau seinen Weg kreuzte, die seiner Liebe wie Freundschaft gleich anziehend und würdig wäre, auch die äußeren Umstände, die unsere Ehe noch aufrecht hielten, fallen zu lassen.“ Aber diese Eine fand sich nicht, und so blieben sie denn in Freundschaft beisammen.

Damit schließt die sonderbare Geschichte ihrer Ehe, die auf den jungen Mann, dem sie vorgelesen wird, einen so imponirenden Eindruck macht, daß er erklärt: „eine ähnliche sittliche Höhe möchte es nicht wieder geben in der Welt.“ Er giebt seine Absicht sich zu verloben auf und bittet schließlich die Dame, sie möge ihm, wenn er je sich verloben sollte, gestatten, seine Braut zu ihr zu bringen, damit sie ihre Ansichten und Erfahrungen über die Ehe kennen lernt, ehe sie selbst eine Ehe schließt.“ Denn sie soll nicht wie so viele junge Mädchen unwissend in die Ehe treten. „Ich möchte“, sagt er, „daß sie die Wahrheit erfährt vom Königskind, aber auch die traurige Existenz der Paria, damit sie genau weiß, was sie thut,

und nicht — wie so viele — diesen folgenschwersten Schritt im Traume begehrt.“ Aber freilich „die Wahrheit müßte von schneeweißen Händen dargeboten werden.“ Ihm selbst habe die Dame, indem sie ihn mit ihren Anschauungen und mit der Geschichte ihrer eigenen Ehe bekannt machte, „über das wichtigste Kapitel des Lebens — die Ehe — zur Klarheit verholfen und zu einer reinen, geläuterten Anschauung auf Grund des Textes Evang. Matth. 5, 8: „Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ — Mit diesen Worten der Bergpredigt Christi, die auch als Motto dem Ganzen vorgefetzt sind, schließt das Buch.

Dieses zweifellos aus weiblicher Feder stammende, nicht ohne Gewandtheit und mit einer gewissen Verschlagenheit geschriebene litterarische Product, dem es nicht an etlichen gelungenen Bemerkungen fehlt und das deshalb wohl geeignet ist, das Urtheil unkritischer oder unreifer Leserinnen zu bestechen, stellt eine merkwürdige Verschmelzung Tolstoischer und Bebel'scher Geistesrichtung dar. Von Tolstoi ist die Methode der Behandlung sittlicher Fragen oder richtiger gesagt der Ton der Nacktheit entlehnt, (nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm das sittliche Pathos durchaus echt ist). Mit Bebel's Buch über „die Frau“ berührt es sich nicht nur im fast gleichlautenden Titel sondern auch in Bezug auf die sittlichen Grundanschauungen. Es ist durchweg tendenziös. Darum liegt die Frage nahe: was will es? Was sind seine Grundgedanken?

Es schwärmt für die „wahre Emancipation der Frau“, die aber „nur stattfinden kann, wenn man die schmähliche Clavenkette bricht, an welcher das Gebot: Er soll dein Herr sein sie Jahrhunderte lang geschmiedet hat.“ Dies Gebot habe „heute keine Geltung

mehr“, weil „die damalige Weltanschauung, die es geboren“, (also die biblische) „längst in sich zerfallen ist vor dem Fortschritt der Zeit.“ — Genau Bebel's Standpunkt.

Die Dame erhebt den Anspruch, zur Klarheit über das wahre Wesen der Ehe zu verhelfen. (Auseinandersetzung mit Tolstois „Kreuzersonate“). Sie will die heirathsfähige Jugend darüber belehren und tritt insbesondere dafür ein, daß die jungen Mädchen schon vor ihrer Verlobung mit den Ausschweifungen der Männer bekannt gemacht werden. Sie vertritt das Recht der Sinnlichkeit, die Lösbarkeit der Ehe aus Gründen des Geschmacks und die freie Liebe, zunächst und ausgesprochenermaßen freilich bloß für den Mann. Zu dem Zwecke wird bei einer Gattin und Mutter eine Auffassung der Ehe als bewundernswerthe „sittliche Hoheit“ verherrlicht, der zufolge erstere nicht nur die geschlechtlichen Ausschweifungen des Gatten völlig entschuldigt, sondern sogar den Entschluß faßt, ihre Ehe zu lösen, wenn er erst eine Frau gefunden haben werde, die seinen Bedürfnissen mehr entspreche. — Man vergegenwärtige sich nun die, freilich von der Dame nicht ausgesprochene, aber nichts desto weniger unausweichliche Consequenz dieser Anschauung: Da der Frau vollkommen das gleiche Recht der Persönlichkeit zustehen sollte, so folgt daraus, daß es auch für den Gatten eine Bethätigung höchster sittlicher Hoheit wäre, wenn auch er mit gleicher Nachsicht die Ausschweifungen seiner Gattin schon vor und während der Ehe duldete und rechtfertigte. (Das wäre schon mehr als Pariser Freiheit und Toleranz). Da nun überdies, wie sie sagt, „nichts Liebe mächtiger schürt, als Wahrheit“, so könnte es sich leicht treffen, daß

sich bei Verlobungen etwa Folgendes abspielt: Er bekennt Ihr, er habe eine Leidenschaft — die „für das Weib“; worauf Sie erklärt, auch sie habe ihm ein Geständniß zu machen; sie ihrerseits habe die Leidenschaft für das männliche Geschlecht. — Grauenhaft! aber unausweichlich folgerichtig. — In seinem Buche über „die Frau“, wo er die Theorie von der freien Liebe aufstellt, sagt Bebel: „Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können, als über jeden andern Naturtrieb.“ Es ist statthaft, ja moralisch, daß der Mann seine Frauen und die Frau ihre Männer nach Geschmack wechselt. „In der Liebeswahl ist sie (die Frau) frei, so gut wie der Mann; sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht als auf ihre Neigung.“ „Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung, Abneigung heraus, so gebietet die Moral (sic) das unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verhältniß zu lösen.“ — Die Verfasserin des soeben besprochenen Buchs faßt die Ehe als ein Experiment“ auf. Gelingt dieses nicht gut, nun so ist es ein verzeihlicher Irrthum gewesen. („Wahrlich“, sagt sie wörtlich, „einmal sich zu irren, war verzeihlich.“) Niemandem könne daraus ein Vorwurf gemacht werden. Ihrer Meinung nach genügt schon „etwas ganz Geringses — sonderbare Bewegungen, häßliches Gehen oder Sprechen u. dgl.“ (sic) um eine Ehe, selbst dann, wenn das Paar „geistig in der vollendetsten Harmonie lebt“, unmöglich zu machen. Ja es wird als höchste Moralität, als unvergleichliche „sittliche Hoheit“ verherrlicht, daß die Frau (Mutter von vier Kindern) trotz der größten geistigen Harmonie mit ihrem Ehegatten aus Gefälligkeit gegen diesen sich bereit erklärt, ihre Ehe zu lösen, damit er eine

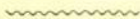
Anderer Heirathen könne. — Der Unterschied dieser Auffassung von derjenigen Bebel's besteht schließlich bloß darin, daß Letzterer den Wechsel der Gatten nach jeweiligem Geschmack als eine selbstverständliche „moralische“ Pflicht hinstellt, während unsere Verfasserin den Entschluß oder die Erlaubniß dazu als ein aus „sittlicher Höhe“ entsprungenes hohes Verdienst verherrlicht. — Das Motto: „Selig sind die da reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, mit dem auch der Schluß des Buches ausklingt, kann bei Entwicklung derartiger Ansichten nur wie eine Blasphemie wirken.

Unser Gesammturtheil fassen wir folgendermaßen zusammen: Dies Buch will eine höhere, feinere Moral lehren (als „die auf der Straße feil“ sei) — und es sinkt auf die allertiefste Stufe herab. Es erhebt den Anspruch, die „Wahrheit mit schneeweißen Händen“ darzubieten, — und es ist durch und durch unwahr, unrein. In ihm ist auch nicht ein Hauch germanischen Geistes und Wesens enthalten. Es kann nur dazu dienen, das weibliche Schamgefühl unserer Jugend zu verwüsten, die sittlichen Begriffe, den Sinn für das Wahre und Reine, d. h. die Gewissen, zu verwirren.

\* \* \*

Wenn wir die ganze lange Reihe von Zeitungsartikeln mustern, in denen weibliche Federn die Frauenfrage erörtern, so fällt es auf, daß sie alle ausnahmslos mehr oder weniger radikal für die Emancipation eintreten, und daß keine einzige unter unsern baltischen Frauen sich mit andern Anschauungen hervorgewagt hat. Nicht eine einzige hat dem dort aufgestellten Zerrbilde des Frauenideals ein anderes, ein schöneres und wahreres Bild

gegenüberzustellen versucht. Ist das nicht am Ende das Bedenklichste und Betrürendste an der ganzen Sache? Gewiß nicht. Denn es wäre ein großer Irrthum, das Schweigen der Andersdenkenden so auszulegen, als gäbe es überhaupt keine Andersdenken, oder als hielten Letztere die Auslassungen der Reformpredigerinnen für untwiderleglich. Das Einzige, was aus solchem Schweigen gefolgert werden darf, ist, daß die über das Wesen und den Beruf des Weibes höher und edler denkenden unter unsern Frauen es nicht der Mühe werth halten, der lärmenden Agitation entgegenzutreten, oder daß es ihnen widerstrebt, in einer öffentlichen Debatte über diese Dinge das Wort zu ergreifen. Damit nun aber doch auch von dieser andern Anschauung, die, wie ich überzeugt bin, bei unsern baltischen Frauen noch maßgebend ist, ein Zeugniß an die Deffentlichkeit dringe, halte ich es für angebracht, ihr einen Ausdruck zu verleihen. Ich thue dies, indem ich zunächst das Ergebniß einer Unterhaltung, die in einer aus Müttern und Ledigen bestehenden Damengesellschaft geführt wurde und der beizuwohnen ich die Ehre hatte, in möglichst getreuer Wiedergabe referire. Es werden also im nächsten Kapitel zunächst nicht meine eigenen Gedanken, sondern die Gedanken baltischer Frauen ohne specielle polemische Bezugnahme in positiver Form mitgetheilt werden.





## Schön und rein. — Sucht und reine Minne.

---

Auch im Reiche des Geistes kommen Staatsverbrechen, Majestätsbeleidigungen vor, die, solange es noch Geist giebt, nicht geduldet werden, ungeahndet bleiben können. Dazu gehört der Raub oder die Verunstaltung eines Ideals. Für den, dem jedes Ideal ein lebloses Götzenbild ist, kommt freilich bald die Zeit, es in die Flammen zu werfen. Für den aber, der es in sein Herz geschlossen hat, der sich mit ihm niederlegt und mit ihm aufsteht, ist es eine Lebenskraft, ein unsichtbarer Engel Gottes, eine Himmelsgabe, für die es keinen Preis giebt.

Was ist ein Ideal?

Es ist das unsichtbare Bild der Vollkommenheit irdischer Erscheinungen. Ideal bedeutet immer Vollkommenheit. Diese aber existirt nicht auf Erden. Da es nun mit Händen nicht zu greifen ist, so glauben Viele, ein Jeder könne sein eigenes Ideal haben und deshalb auch Andern predigen. Mit nichten ist dem so. Von Zeit zu Zeit macht Gott das Ideal im Menschen lebendig und es erscheint deutlich vor unsern Augen, wenn auch nicht in himmlischer Vollkommenheit, so doch als ein Prediger und Zeuge von der Vollkommenheit. Göthe und Shakespearer verkörpern zwar noch nicht das Ideal des Dichters in

sich, aber sie lassen ahnen, was darzustellen ein Dichter berufen ist. Friedrich der Große war nicht das Ideal eines Königs, aber man lernt von ihm etwas vom Ideal.

So giebt es auch ein Ideal des Weibes, das anzutasten Niemandem gerathen sein sollte, am allerwenigsten Frauenhänden. Auch dies stieg herab und seine Züge wurden in allen Zeiten bald hier bald da an Frauen sichtbar. (Niemand jedoch trug es die Züge eines Blaustrumpfes oder eines emancipationsklüsternden Fräuleins. — Der Referent.) Es wäre des Versuches werth, das uns entrückte Bild der Vollkommenheit, das „Gesicht aus der Geisterwelt“, an den Frauen, an denen es sich offenbart hat, zu studiren und ein Vorbild sich zu entlehnen, das man, gleichwie rechte Kunstweberinnen und Stickerinnen thun, fleißig anzuschauen und zu Herzen zu nehmen hätte, bis das Himmlische zur Erde herabgelockt wird.

Man hätte sich dabei an solche Frauen zu halten, die entweder durch ihre eigene äußere Stellung oder durch ihre Söhne der Mit- und Nachwelt bekannt geworden sind; und wenn man noch nach andern begehrt, so wird man die Dichter um ihre Hilfe angehen müssen. Denn wie es scheint bringt die Natur des Frauenideals es mit sich, daß es sich scheu vor der Oeffentlichkeit verbirgt.

Wodurch erscheinen sie uns bedeutend jene berühmten und gesegneten Frauen? Was ist das ihnen allen Gemeinsame? Wir nennen eine Cornelia, eine Königin Luise, Maria Theresia, Elisabeth von England, Jungfrau von Orleans, heilige Elisabeth, die Mutter Göthes u. s. w. Waren es etwa ihre Kenntnisse, ihre Gelehrsamkeit, die Schulung, der Drill, das sie so bedeutend machte?

Preußens Königin, dieses Ideal zarter holder Weiblichkeit, fragte noch auf dem Throne, was es mit den

punischen Kriegen für eine Bewandtniß habe, ob sie vor oder nach Christi Geburt stattgefunden hätten. Und sie ist dennoch unvergeßlich. Niemand fragt nach ihrem Wissensstande. Frauengröße hing nie davon ab. Luise's Wissen und Schulbildung war sehr gering, sie verstand es aber, einem Napoleon entgegenzutreten, und ihr brach das Herz über dem Jammer ihres Landes.

Was machte Elisabeth von England zu einer wahrhaft großen Herrscherin? War es ihre Gelehrsamkeit oder war es nicht vielmehr ihre gewaltige Persönlichkeit, ihr Charakter, der die stolzesten Lords ihres Reiches zu unterwürfigen Unterthanen machte, daß sie vor ihrem Zornesblick erzitterten?

Das einfache Hirtenmädchen, die Jungfrau von Orleans, wurde die Retterin ihres Vaterlandes. Es war die edle Begeisterung des Herzens, die glühende Liebe zur Heimath, die sie zum siegreichen Feldherrn machte. Und sie hatte das Exerciren und die Kriegskunst nie gelernt: sie verstand nicht einmal zu schreiben noch zu lesen.

Staunend stehn wir vor der stillen Größe einer heiligen Elisabeth. Frei war sie in den Banden drückendster Priesterherrschaft durch die demüthige Liebe des Herzens zu ihrem Gotte. Das, was mit Recht als Kette und Knechtschaft bezeichnet werden kann, wurde ihr zu Flügeln, die sie zum ewigen Ziele trugen.

Wie herzerquickend schildert uns Göthe das Bild einer treuen muthigen Gattin in Elisabeth, der Frau des Gög von Verlichingen. (Ob sie einen nationalökonomischen Gesichtspunkt hatte? Kaum. D. Ref. Aber) sie begriff ihren Mann und seine Mission, und als das Unglück über sie hereinbrach, zerbrach es sie nicht, sondern machte ihre Seele noch größer.

Das heiter anmuthige Bild von Göthes Dorothea führt uns eine Jungfrau vor, die den schwierigsten Verhältnissen gewachsen ist. Mitten im Kriegsgetümmel und in hastiger Flucht beherrscht sie doch die Situation vollkommen durch ihre kraftvolle Persönlichkeit, durch ihren heitern ungetrübten Verstand, voll edler Weiblichkeit. Hatte sie etwa vorher gelernt, Kranke pflegen, Säuglinge warten?

„Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen; vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren“, bezeugt Göthe von sich selbst. Damit sagt er, daß er seinen dichterischen Genius als ein Erbtheil seiner Mutter überkommen habe. Indem sie diesen einen Sohn der Welt schenkte, hat diese Frau den höchsten irdischen Beruf des Weibes erfüllt, trotz ihrer schauderhaften Orthographie und sonstigen Unwissenheit. Jede Faser, jeder Pulsschlag in dieser Geist und Mutterwitz sprühenden originellen Natur war ein unbewußter Protest gegen alles blaustrümpfische Wesen, und dennoch hat sie unendlich viel mehr geleistet als alle Blaustrümpfe aller Zeiten zusammen. Schwerlich wäre aus ihrem Wolfgang das geworden, was er war, wenn sie ein klassisches Mädchengymnasium, ein Seminar oder gar eine Universität besucht und absolvirt hätte.

Namen! Weshalb sollen wir sie nicht nennen, da uns eine endlose Reihe zu Gebote steht, eine Wolke von Zeugen. Wenn man aber so im Fortschritt begriffen ist, wie die rührigen Kämpinnen für Frauenemanzipation und deren gläubige Anhängerinnen, so wird man wohl kaum auch nur die Möglichkeit des Verständnisses für solche Versteinerungen vergangener überwundener Zeiten haben. Dennoch wird man zuversichtlich auf das Verständniß

einiger, nein vieler Frauen unserer Heimath, und zwar der besten, hoffen und rechnen können, sowie auf das Verständniß solcher Männer, deren echte Männlichkeit sich nicht für Heldinnen des Weltmarkts begeistern kann.

Was gehört nun, wenn wir das den genannten Beispielen aus Geschichte und Dichtung Gemeinsame zu ermitteln suchen, zum Ideal der Frau? Dazu gehört: Herz, Persönlichkeit, Charakter, Seele, Mutterwitz, — keine durch den Drill, durch Verbildung und Ueberbildung entfesselte Naturen, sondern kräftige Individualitäten. Der Staat bedarf vor Allem der Männer. Seelenlose Larven aber oder Zwitter, die weder Mann noch Weib, weder Fisch noch Fleisch sind, können nicht Mütter ganzer Männer, voller Persönlichkeiten werden. Hat je ein Blauschtrumpf einen bedeutenden Sohn gehabt? Es sind nun einmal Männer, die die Geschichte, und Frauen, die die Männer machen. Wie könnte sich aber wohl die persönliche Individualität oder Eigenart entwickeln, ohne daß ihre Grundlage, die geschlechtliche Individualität entwickelt wird? Männer und Frauen genau mit demselben Maaße messen, sie zu gleichem Maaße heranbilden, heißt die Individualität tödten. Trotz der Posaunenstöße einer sogenannten fortschrittlichen modernen Aufklärung, trotz aller emancipirten Damen der alten und der neuen Welt sind nun einmal Mann und Frau nicht gleich organisirt sondern durchaus verschieden und in manchen Stücken Gegensätze. Das liegt in ihrer angeborenen Natur; so hat der Schöpfer aller Dinge sie geschaffen, und so haben sie (sofern es nicht verdrehte Geschöpfe waren, d. Ref.) sich von Anbeginn gezeigt. Aber die nivellirende Gleichmacherei, die keine Mannigfaltigkeit duldet, die geistige Uniformierungssucht unserer

Tage die emancipationsklüfternen Damen tanzen von neuem um das goldene Kalb, um das Götzenbild eines selbstgemachten unwahren Ideals, und vergessen des Bildes, das Gott in unser Herz gegraben hat.

Nicht: was können wir? soll es bei den Frauen Allem zuvor heißen, sondern: was sind wir?

Ob es hierzulande gelungen ist, Individualitäten nicht nur nicht zu tödten sondern auch zu bilden, diese so überaus schwierige Aufgabe der Mädchenerziehung zu lösen; — ob es gelungen ist, die Töchter für die nächsten Pflichten im Hause und fürs Haus zu erziehen: das ist die erste Frage, die wir an unsere Mädchenerziehung zu richten haben. Kann sie nicht befriedigend beantwortet werden, so müßte zu allererst für eine Erziehung zum Hause und womöglich im Hause gewirkt werden, mit Ausschluß aller unfruchtbaren Vielwisserei und Vielweiserigkeit.

Wir sind durchaus nicht gegen höhere Geistesbildung unserer Töchter. Sie erscheint uns aber schon nicht gering, wenn ein Mädchen im Stande ist, den schwierigen und tiefen Gedanken der großen Männer ihres Volkes zu folgen und dieselben sich zu eigen zu machen. Welch ein Mittel gegen Gedankenlosigkeit und unruhige, verflachende Begehrlichkeit, den Männern es gleich zu thun! Eine strengere Geisteszucht würde, so viel die Erfahrung lehrt, auf diese Weise auch ohne Seminare ermöglicht sein, in aller Stille (ohne Paukenschlag und Alarmsignale für Chicago. d. Ref.) Dann würden sie gewiß ebenso gut den großen Zusammenhang der Dinge kennen lernen, in ihr Wesen eindringen, anstatt mit Phrasen darüber hinwegzugehen, — und gleichzeitig, demüthig gemacht durch Geistesstiefen, in die sie blickten, willig und tüchtig buttern

und stopfen, flicken oder unterrichten und ein Hauswesen zu regieren verstehn. Es möge auch die Eine oder die Andere aus Lust an geistiger Arbeit sich dem Studium der alten Sprachen zuwenden. Sie wird dadurch gewiß nichts an Weiblichkeit einbüßen. Nur thue sie es in der Stille und in Bescheidenheit; nur kein polterndes lärmendes Gackern, wenn die Henne ein Ei gelegt hat. — Wenn die geistige Ausbildung nicht mit dem 16. Jahre abbricht, sondern wenn bis zum 18. oder 19. Jahre Zeit gelassen wird, so kann ein normales junges Mädchen nicht nur eine feine, wahrhafte Geistesbildung erlangen, sondern auch, ohne Ueberlastung ihrer physischen und geistigen Kräfte, zugleich in allen häuslichen Arbeiten geschickt und tüchtig werden. Der Apparat von Mitteln thut es nicht, sondern der Geist, der letztere und die Verhältnisse zu benutzen und sich dienstbar zu machen versteht. Karoline Berthes, die Tochter des Wandsbecker Boten, mußte im elterlichen Hause alle Arbeiten angreifen, und dabei war sie nicht nur in den neuern Sprachen wohl bewandert, sondern auch des Latein soweit mächtig, daß sie später ihren Söhnen wesentliche Hilfe leisten konnte. Die großen musikalischen Werke von Palestrina, Leo, Händel, Mozart, englische Sprache und Litteratur und geistige Interessen aller Art waren einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichen Einfalt des Lebens. In den einfachen Verhältnissen des elterlichen Hauses war diese Frau aufgewachsen, und für viele, viele Menschen ist sie in äußeren und inneren Leiden eine Quelle des Trostes, der Erholung und neuen Muthes geworden. Woher das? Nun sie hatte eben Raum zum Wachsen gehabt, war nicht gedrillt worden, sondern hatte ihre Persönlichkeit ausgestalten können. Wo Geist, Persönlichkeit, Mutterwitz

ist, bedarf es keiner Seminare und ähnlicher Institute, und es ist undenkbar, daß einfache Sitte und Zucht nichts Gutes daraus schaffe. Es wird vielleicht nicht etwas England, Finnland oder Japan Nachgeahmtes sein, wohl aber vermuthlich eigenes Produkt, eigener (baltischer) Styl. Hingegen wo keine Persönlichkeit, kein Geist, kein Mutterwitz ist, werden alle Universitäten, Seminare, Luftmessungen, Schulbäder u. s. w. zu nichts führen. Man thue einem feelenlosen Wachspuppenmenschen die schönsten Kleider an, man häufe auf ihn alle Weisheit Europas, es wird doch ein erbärmliches Ding bleiben.

Also Entwicklung zu eigener Persönlichkeit ist das letzte und höchste Ziel aller Mädchenerziehung und -Bildung, und darum diene Alles dazu, die Weiblichkeit zu vertiefen, nicht zu verwischen. Denn nur wenn sie ganz Weib, ganz sich ihrer Eigenart im Gegensatz zu der des Mannes bewußt ist, nähert sich die Frau dem Ideal.

Je consens, qu'une femme ait de clarté de tout:  
 Mais je ne lui veux point la passion choquante,  
 De se rendre savante, afin d'être savante:  
 Et j'aime, que souvent aux questions, qu'on fait,  
 Elle sache ignorer les choses, qu'elle sait:  
 De son étude enfin je veux, qu'elle se cache,  
 Et qu'elle ait du savoir, sans vouloir, qu'on le sache.

Mit diesen treffenden Versen Molières über die feinere Geistesbildung der Frauen schließe ich mein Referat über die obenerwähnte Unterhaltung und deren Ergebnis. Es liegt auf der Hand, daß solch ein Gespräch auch zum Nachlesen anregt in guten Büchern, die über das Ideal und den Beruf der Frau, deren Bedeutung und Stellung in Gesellschaft und Staat sich äußern. Solcher Bücher



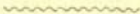
besitzt die deutsche Litteratur etliche, deren Studium und Beherzigung nicht genug empfohlen werden kann und von denen ich hier bloß einige wenige erwähne. Manche werden — und nicht mit Unrecht — nebst andern Schriften dieses originellen Kopfes auch Bogumil Goltzens „Naturgeschichte der Frauen“ zählen, die in der That ein Buch voll geistreicher Gedanken, überaus reich an feinen scharfen Beobachtungen, aber nicht selten auch mit recht böshaftern Bemerkungen gewürzt ist. Die Neckereien und Späße, die sich Goltz gegen die ihm sehr widerlichen Blausümpfe erlaubt, sind oft gar zu derb, und überhaupt seine Urtheile oft zu paradox, als daß man ihn ohne viel Vorbehalt empfehlen könnte.

Seine zur Satire und mitunter auch zu Uebertreibungen neigende Art steht in geradem Gegensatz zu der feinsinnigen Milde und liebenswürdigen Laune, mit der der geistreiche Nationalökonom und Staatsmann Justus Möser vor mehr als 100 Jahren in seinen „Patriotischen Phantasien“ Muster weiblicher und häuslicher Tugenden so meisterhaft geschildert hat, daß sie trotz des etwas altmodischen Gewandes bleibenden Werth behalten und noch heutigen Tages sehr lesenswerth sind (z. B. die reizende Geschichte von Arabella und Amalie u. v. a.)

Weniger geistreich und virtuos in der Form, aber voll praktischer Lebensweisheit und getragen von einer idealen Auffassung ist Luise Büchners Buch der weiblichen Erziehung „Die Frauen und ihr Beruf“ (4. Aufl. 1874).

Vor Allem aber kommt hier W. G. Niehls berühmtes Buch „Die Familie“ in Betracht, das in keinem deutschen Hause fehlen und unbekannt sein sollte. Da Vieles in ihm fast wie eine directe Antwort auf die

von uns berücksichtigten Zeitungsartikel und Schriften der für Emancipation streitenden Damen klingt, so scheint es mir am Platze, daraus Einiges zu reproduciren. Ich thue das in sehr freier Form, indem ich mir auch eigene Bemerkungen einzuflechten erlaube.



## Anders wahrlich mag es nimmer sein.

---

Der Mensch ist nicht geschlechtlos sondern als Mann und Weib geschaffen. In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt. Dieser Gegensatz gestaltet sich aber erst mit der höheren Entwicklung ganz aus. Auf der untersten Stufe der Gesellschaft ist die Charakterfigur von Mann und Weib noch nicht in ihren vollen, bestimmten Umrissen herausgezeichnet. Das Gegenbild wird erst fertig mit der steigenden Gesittung. Denn die echte Civilisation sondert und gliedert, die schlechte ebnet aus. Das Bauernweib ist in jeder Beziehung, bis auf das allgemeine körperliche Gepräge hinab, noch ein Halbmann: erst im höheren Culturleben tritt das ganze Weib dem ganzen Manne in jedem Zuge charakteristisch gegenüber. Bei der untersten Hefe des Volkes, bei Bagabunden und Zigeunern hat die Verschmelzung männlicher und weiblicher Sitte ihren wahren geschichtlichen Boden. Hier sind die Frauen emancipirt. Hier herrscht keine frühe Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Decenz, und eine

Zote, die den Männern zu ungewaschen ist, findet bei den Weibern noch immer eine gute Statt. Der gemeine Mann bezeichnet das Weib gern geschlechtslos als „das Mensch“ und zwar keineswegs immer im verächtlichen Sinn, sondern gerade auch dann, wenn ihm das Treue, Geduldige, Entfagende der weiblichen Natur vorschwebt. Also: ein treues, ehrliches, fleißiges Mensch. Er ahnt noch nicht die tiefe Herabsetzung, welche darin liegt, wenn man eine Person als geschlechtslos bezeichnet. Die Volkssprache kennt sogar Wörter, darin die beiden Geschlechtsbezeichnungen geradezu zusammengekoppelt sind, wie etwa, wenn sie die Frauen „Weibskerle“ nennt. Aber auch der geschäftliche Beruf des Weibes aus dem Volke fällt mit dem des Mannes noch vielfach zusammen. So bewacht der Hirt vielleicht, Strümpfe strickend, die Heerde, während seine Frau hinter dem Pfluge geht. — Der unterschiedlose Beruf der Geschlechter ist ein trauriges Erbtheil armer und verkommener Leute.

In der Urgeschichte der Völker zeigt sich eine verwandte Vertuschung der Geschlechtsgegensätze wie bei den rohen Urschichten der modernen Gesellschaft. Dies hängt eng zusammen mit einer andern Thatsache, die ein Stolz der germanischen Völker sein sollte. Mit dem Eintreten des deutschen Volkes in die Weltgeschichte werden die Frauen erst wahrhaft frei, eigenartig; das volle Bewußtsein über Beruf und Stellung von Mann und Weib ist der Menschheit erst von den Germanen entzündet worden. Die Sage von den Amazonen symbolisirt uns die im Urzustande noch nicht vollzogene Trennung des männlichen und weiblichen Berufs. In einem Lande wie Dahomey, wo Sklavenjagd noch die nobelste Arbeit ist und Menschenopfer der höchste Festprunk, giebt es

auch jetzt noch Amazonen. Trotzdem ahnen selbst die Dahomeer schon den Verußsgegenßatz von Mann und Weib; denn die Amazonen dürfen sich nicht verheirathen, weil sie, wie sie selber sagen, „ihr Geschlecht vertauscht“ haben und „Männer nicht Weiber sind“.

Der Gedanke der strengsten Theilung der Arbeit zwischen Mann und Weib ist eine tief gewurzelte Grundlehre aller höhern Gesittung. Nun ist es aber andererseits ein durch die Geschichte vielfach bestätigtes Naturgesetz, daß eine der einfachen Natur sich entfremdende veräußerlichte Civilisation in Uncultur umschlägt, daß die Uebercultivirten zur Rohheit und zu den brutalen Lüsten der völlig Uncivilisirten hinneigen. So kommt es, daß die die Natürlichkeit abstreifende Ueberweiblichkeit in Emancipation und höchste Unweiblichkeit umschlägt. Die Neigung zur Frauenemancipation ist stets und zu allen Zeiten ein sicheres Zeichen dafür gewesen, daß in der Gesellschaft etwas ungesund, etwas faul war, und sie schwand wieder erst nach eingetretener Gesundung. „Ein charakteristischer Zug“, sagt Momßen in seiner Schilderung altrömischer Sitten im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, „in dem schimmernden Verfall dieser Zeit ist die Emancipation der Frauenwelt. Oekonomisch hatten die Frauen längst sich selbständig gemacht; in der gegenwärtigen Epoche begegnen schon eigene Frauenanwälte. . . Sie machten auch Politik, erschienen in Parteizusammenkünften und theiligten sich mit ihrem Gelde und ihren Intriguen an dem wüßten Lotterietreiben der Zeit. Wer diese Staatsmänninnen auf der Bühne Scipios und Catos agiren und daneben den jungen Elegant sah, wie er mit glattem Kinn, feiner Stimme und trippelndem Gang, mit Kopf- und Busentüchern, Manschettenhemden und Frauensandalen

das lockere Dirnchen copirte, — dem mochte wohl grauen vor der unnatürlichen Welt, in der die Geschlechter die Rollen schienen wechseln zu wollen?“ Die faule veräußerte Civilisation des spätern römischen Alterthums sucht aus Blasirtheit uralte Anschauungen und Zustände wieder aufzuwärmen. In Tagen der Abspannung des öffentlichen Lebens, der erschlafften Sitte des Hauses, in üppigen Friedenstagen bemerken wir in den verschiedensten Zeitläuften ein Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpurschen in die geistigen Berufe der Männer. So geschah es auch in der Zeit nach den Kreuzzügen, wo die vornehmen Frauen mit Sprachstudien dilettirten und oft besser lesen und richtiger schreiben konnten als ihre Männer. Aehnlich stand es am Ausgange des Mittelalters. Da traten aus dem sonst so verschwiegenen deutschen Hause gelehrte Streiterinnen des Humanismus, die mit Latein und Griechisch um sich schlugen. — Als die Araber in Spanien den höchsten Prunk eines orientalischen Hofes in Cordova entfalteten, da war der Glaubensstaat des Islam bereits in seiner Idee verleugnet, in seinem Kern angefressen. Als bald kommen denn auch spanisch-arabische Dichterinnen in erklecklicher Zahl, und eine Favoritsultantin schreibt historische und ästhetische Untersuchungen. Das sind die Leichenhühner, die das Absterben des Reiches Mohameds ankündigen. — In der Perücken- und Zopfzeit treten die fürstlichen Maitressen in den Vordergrund, nach Kräften sich in der Staatskunst versuchend, und im gegenwärtigen Panamaprocesse erzitterten Minister, Parlament und Präsident vor dem effectvollen Auftreten der Madame Cottu, die man als geeignetste Vermittlerin in den politischen Intriguen dieses ungeheuerlichen Corruptionsdrama's hatte

benutzen wollen, die sich aber den Männern überlegen zeigte. — Die Geschichte des deutschen politischen Glücks läuft parallel mit der Geschichte der Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben einen kräftigen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten. — Die Zeit der Sprachgelehrten Frauen im 15. und 16. Jahrhundert ist zugleich eine Zeit der Sprachgelehrten Wunderkinder; und dringt das Miasma des künstlerischen Virtuositenthums einmal so gründlich durch, daß die Frauen massenhaft davon berührt werden, dann müssen zuletzt selbst noch die Kinder dran, und wo Blaustrümpfe epidemisch auftreten, da kommen alsbald auch einige Wunderkinder nach. Es ist dann aber auch hohe Zeit, daß man die Luft reinige. — Damit ist noch keineswegs gesagt, daß eine Frau überhaupt alle künstlerische und litterarische Productivität sich versagen soll. Aber das massenhafte Aufsteigen weiblicher „Berühmtheiten“ und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters.

Sollte es auch bei uns schon so weit gekommen sein? Ich bestreite das mit aller Entschiedenheit, indem ich behaupte, daß das, was sich von Emancipationsideen bei uns an die Oeffentlichkeit gedrängt hat, durchaus nicht baltischen Ursprungs, sondern bloß importirte Waare ist, aus Finnland und anderwärts her eingeschleppt wurde, oder daß man es hier bloß mit dem Niederschlag einer confusen Lectüre zu thun hat. Ich glaube, daß es in dieser Hinsicht bei uns bisher noch besser steht als in Deutschland schon vor 40 Jahren, wo Niehl bezeugen konnte: Eine Frau, die an die Gleichberechtigung ihres Geschlechts mit den Männern denkt, muß bereits sehr

viele confuse Bücher gelesen haben. Von selber verfällt eine deutsche Frau noch nicht auf den Gedanken der Emancipation der Frauen. Die wenigsten Frauen verstehen den Sinn dieser Theorie; die ganz wenigen aber, welche selbige verstehen, haben sie mißverstanden. In unserer baltischen Heimath müßten solche Ideen und Bestrebungen, wenn sie in ihr überhaupt Wurzel fassen sollen, vorher durch eine kritiklose, verdrehte Tagespresse künstlich gezüchtet oder das gesunde Urtheil und natürliche Empfinden unserer weiblichen Jugend durch solche schlechte Bücher, wie das im ersten Kapitel eingehend besprochene, verdorben worden sein.

Die „freien“ Frauen früherer Jahrhunderte unterscheiden sich von den modernen dadurch, daß sie nur für ihre eigene Person emancipirt sein wollten, daß ihnen die Zügellosigkeit des Genusses, die Befreiung von der drückenden Fessel der Sitte genügte. Die modernen hingegen wollen die ganze Welt emancipiren und rücken angriffsweise vor als eine internationale Heilsarmee. Sie haben der historischen Gesellschaft und dem darauf gebauten Staate grundsätzlich Fehde angefangen. Eine Reihe von Schriftstellerinnen und praktischen Professorinnen der Emancipation haben in dieser Richtung entschieden Front gemacht und sind mit offenem Visir in die politischen Schranken getreten. Diese gesellschaftstürmenden Damen sind hoch theoretisch und mit einem Anfluge von Wissenschaftlichkeit disciplinirt. Sie stellen sich gewappneten Armes auf den Boden des Naturrechts, um die äußersten Consequenzen der Ausebnung des historischen Sitten- und Rechtszustandes zu ziehen. Hat das Weib erst einmal den Bann des alten Herkommens durchbrochen, so wird es auch weit zügelloser, radikaler



als der Mann. Es wird haltlos, sobald es den Stab der strengen Sitte, die ihm ein Naturbedürfnis ist, von sich wirft. Die Gier, mit der so viele litterarische Damen sich gerade der blasirtesten, zerrissensten, innerlich faulsten Poesie der Zeit nachahmend zuwenden, (vergl. die Tolsstovverehrung der oben erwähnten Verfasserin) der Fanatismus, mit dem die Kämpfinnen für Emancipation das „Natur- und Menschenrecht der Frauen“, ihre Gleichstellung mit den Männern verkünden und verlangen, ist gerade der Nagel, an den die Socialisten den Strick knüpfen, womit sie die historische Gesellschaft erwürgen wollen. Erst wenn man das Weib dem Hause entrisen hat, kann man die Ehe „vor den Richterstuhl der Vernunft“ entbieten und statt ihrer die „freie Liebe“ decretiren. Mit dem Hause aber und dem Hausregiment fallen alle natürlichen Gruppierungen der Gesellschaft, und der erste Schöpfungstag, ein Chaos selbstfüchtiger Einzelwesen wäre wiederhergestellt. (Ein echter Socialist muß bei dem Anblick jedes Weiberrocks in die Zähne knirschen.) Denn die echte Frau ist ganz erfüllt von der Idee der Familie. Durch die Frau werden die Sitten des Hauses erst lebendig. Das Weib ist von Haus aus conservativ und steht vorwiegend unter dem Zauberbann der Sitte; es stellt in der Gesellschaft die ruhende Kraft, die Macht des socialen Beharrens dar. Durch ein Hinwegsetzen über die Sitte wird es unweiblich, und eben darum liegt es im Interesse der Umwälzung und Zerstörung aller socialen Ordnung, die Frauen unweiblich zu machen, den Unterschied der Geschlechter zu beseitigen. Der politische Volkscharakter ruht in letzter Instanz bei dem Weibe, wie die politische That bei dem Manne. Unsere Religionsbegriffe lernen wir bei den Männern; beten aber lernen wir bei der

Mutter. Daher wird das „Naturrecht der Frauen“ von den radikalen Predigern der Umwälzung (Bebel) so nachdrücklich betont. Das Festhalten verschiedener Berufe der Geschlechter wird als eine von den Männern in unvordenklichen Zeiten erfundene und wie durch einen Geheimbund des starken Geschlechts fortwährend aufrechterhaltene Tyrannei dargestellt. Mit den verschiedenen Geschlechtsberufen fallen dann natürlich auch die verschiedenen Berufe der Stände — und so geht es mit Siebenmeilenschuhen weiter zur vollständigen Ausbeutung von Gesellschaft und Staat.

Das Streben, den Frauen den gleichen Beruf mit den Männern zu überweisen ist sicher keine That des Fortschritts, sondern der wahrhaften Reaction, der Rückkehr zur ursprünglichen Rohheit. In solch einem Rückschritt würden die „Frauen“ wieder zu „Weibern“ entarten. Darum thut es Noth, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere socialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, diese beiden hochwichtigen socialen Tugenden, werden auch bei den Männern wieder allmählich einziehen. Statt dessen sucht man, wunderbarlich genug, die jungen Mädchen mit jedmöglicher künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung auszustatten, mit einer durchaus männlichen Bildung, — und ist nachher erstaunt, daß die Sitte des Hauses

schwindet, daß die Jugend den innern Halt und die rechte Selbstbeschränkung im Hause nicht mehr eingepflanzt erhalte.

Die neuere Zeit hat eine große Zahl selbständiger weiblicher Berufszweige ausgebildet, durch die das Weib ganz der Familie entrückt wird. Diese Künstlerinnen und Erzieherinnen aller Art bis herab zu den Rätherinnen treiben für sich ein eigenthümliches weibliches Geschäft, sie stehen da als social ganz vereinzelt und eigenherrliche Wesen. Die Familie besteht für diese selbstständigen Frauen nur noch als etwas Zufälliges, wie auch ihr Geschlecht nur noch etwas Zufälliges ist. Diese Erscheinung, wie wohl immer im Kleinen vorhanden war, rückt jetzt massenhaft vor, verwirrt die Klarheit des Gegensatzes von männlichem und weiblichem Beruf und hemmt eine durchgreifende Reform der Familie. Gar leicht unterschätzt man den Einfluß der aus dem Rahmen der Familie in ganzen Schwärmen heraustretenden Frauengeister. Kunst, Litteratur und Gesellschaft der Gegenwart zeigen wahrhaftig genug sichtbare Spuren davon. In männlichen Zeiten vertieft sich der Einzelne in das Einzelne; jetzt haben Alle alle Weisheit mit Löffeln gegessen, — aber es ist meist ein Schaumlöffel gewesen und das Beste ist doch durchgelaufen. — Die in Männerberufen mit den Männern concurrirenden Frauen können nur verflachend und verderblich auf die Männer und die ganze Cultur wirken. Eine Frau mag in künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ihren Geist aufs reichste entfalten; aber diese Bildung soll ihr nur in seltenen Ausnahmefällen Selbstzweck sein. Die Frau soll nur ganz ausnahmsweise Profession davon machen. Der Mann, die Familie, die Freunde, die ganze Umgebung einer

Frau werden mittelbar die reichsten Früchte edler durchgebildeter Weiblichkeit ernten. Herrschen soll die Frau, indem sie dient, den Mann aus seiner Beschränkung herausreißen, indem sie sich selbst beschränkt, Einflüsse üben, wo sie nur Einflüsse zu empfangen scheint. Das glänzendste Beispiel solch echt weiblicher Wirksamkeit in den höchsten Sphären des Geisteslebens giebt uns die neuere Culturgeschichte in dem Verhältniß der Freundin Göthes, Charlotte von Stein, zu dem Dichter. Eine reichbegabte, tiefgebildete Frau, wirkt sie bestimmend mit auf die Gestaltung der deutschen Litteratur, nicht indem sie selber auf den Markt tritt, Bücher schreibt u. dgl., sondern indem sie für den Freund und mit dem Freunde die Leuchte ihrer Gedanken entzündet und dadurch den versöhnten, milden harmonischen Geist edler Weiblichkeit in des Dichters Seele gießt, der ihn auf dem klassischen Höhepunkte seines Wirkens so hoch vor Allen auszeichnet. In diesem Sinne hat die Freundin Theil an der Unsterblichkeit des Poeten, den sie bestimmen half, indem sie sich von ihm bestimmen ließ. Und indem sie im Hause blieb, ist sie doch auch vor die Nation getreten, und ihr Name wird genannt werden, solange man Göthes Namen nennt. Das ist etwas ganz Anderes als die Herrschaft, welche ein Publikum überweiblicher oder emancipationsklüsterner Damen auf die moderne Kunstentwicklung übt.

Mann und Weib denken und handeln nach den gleichen, allgemeinen menschlichen Denk- und Sittengesetzen. Es giebt nur einen menschlichen Geist, aber es giebt eine männliche und weibliche Seele, die mitbedingt ist durch die höchst verschiedenartige Nerven-, Knochen-, Blut- und Muskelbildung von Mann und Frau. Es entspringt daraus mit Naturnothwendigkeit ein gesonderter

männlicher und weiblicher Beruf. — Das Weib kann thun, was der Mann thut; aber es soll es anders thun als der Mann. Es handelt in den Schranken der Sitte und des Hauses, und indem die Ueberweiblichkeit diese durchbricht, wird sie zugleich zur Unweiblichkeit. So wie die Frauen gleichberufen werden mit den Männern, kommen sie doch ins Hintertreffen, verlieren ihre Eigenthümlichkeit und gewinnen keine neue dafür. Die wahre Freiheit besteht nicht in der Beraubung, sondern in der Anerkennung und unangestasteten Geltung der Eigenart. Darum kann nur da, wo der Gegensatz in seiner ganzen Tiefe erkannt und anerkannt wird, die weibliche Natur wahrhaft frei gemacht und zu Ehren gebracht werden.

„Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll“, sagt das Volk. Wenn es aber schon nicht gut ist, daß der Mann allein sei, so taugt das noch viel weniger für die Frau. In einem einzelnen Manne oder einer einzelnen Frau kann sich die Idee der Menschheit niemals vollständig darstellen. Erst in der Familie finden wir den ganzen Menschen. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß jeder sich verheirathen solle; aber einer Familie angehören, in einem Hause, zum mindesten in einer familienartigen Genossenschaft leben, sollte ein Jeder. Es giebt viele familienlose Frauen, die, wie man sagt, „von ihrem Gelde leben können“. Sie verkümmern aber auch als mit sich selbst zerfallene alte Jungfern. Sie stehen vereinsamt und ohne Beruf. Viele von ihnen üben Werke der Mildthätigkeit, um überhaupt etwas zu thun. Das ist gewiß ein heiliger Beruf für Frauenhand, und Gott wird ihnen vergelten. Aber ein voller, ganzer, das Weib erfüllender

Beruf ist es doch nicht, und manche von diesen in wohlthätiger Unabhängigkeit lebenden Frauen mögen zuweilen eine arme Dienstmagd beneiden, der es vergönnt war, unter Mühe und Plage sich in eine Familie einzuleben, die Kinder aufziehen zu helfen und liebzugewinnen, als wären sie ihr eigen Fleisch und Blut, und mit ihrem harten Stück Brod unvermerkt auch den Frieden eines weiblichen Berufs zu finden. Es ist wohl das fürchterlichste Ding, beruflos, ziellos ein Pflanzendasein zu leben, und sei es auch ein üppiges; und es gehört die ganze natürliche Entsakungskraft, der Duldermuth einer Frau dazu, um bei solch einem Dasein nicht aus der Haut zu fahren. Wenn eine wohlhabende Frau einsam steht, dann soll sie sich vorerst umschauen, ob in ihrer Sippe keine Familie ist, bei der sie als „alte Tante“ einziehen kann und mitarbeiten im Hause. Es ist dies noch immer ein stolzerer und weiblicherer Wirkungskreis, denn Präsidentin mehrerer Frauenvereine zu sein. Kann sie nicht alte Tante werden, dann giebt es vielleicht ein Diakonissenhaus oder Art von Kloster, wo sie Kranke pflegen, Kinder erziehen und als in einem großen Hause mit den andern Schwestern zusammenleben und wirken kann. Schickt es sich aber auch mit dem Diakonissenhause nicht, nun dann möge sie in Gottes Namen Frauenvereine gründen und leiten. Wir wissen recht wohl, wie viel Frauenmilde, Frauenbarmherzigkeit, Frauenaufopferung in solchen Vereinen als in einem köstlichen Gefäß geborgen liegt. Wir wissen aber auch, daß gar oft das überweibliche Gelüsten, die Männer nachzuahmen, dahinter spuckt und daß die großartigsten Gedanken umfassender Association zur Hilfe in unsern socialen Nöthen häufig in diesem weiblichen Vereinswesen travestirt und dadurch unmöglich gemacht werden.

Die Zahl derjenigen berufs- und familienlosen Frauen aber, die zugleich arm sind, ist ungleich viel größer als die der wohlhabenden und sie wächst mit unheimlicher Schnelligkeit. Unzählige Frauen befinden sich in einem Zustande, der vollkommen dem des socialen Proletariats entspricht; denn auch dieses ist: berufslos, mittellos, familienlos. Das geht durch alle Stände. Der Kreis der von Frauen selbständig betriebenen Geschäfte hat sich zwar nach andern Seiten bedeutend, ja übermäßig erweitert, aber dennoch ist er viel zu klein für die täglich wachsende Masse vereinzelter verdienstloser Frauen. Hier bildet sich eine Gruppe der stillen und verschämten Armuth, deren Elend auf ganz neuen und eigenthümlichen Voraussetzungen beruht. Der Jammer dieser weiblichen Proletarier wird nicht in der Presse zur Schau getragen, wie bei dem männlichen Arbeitervolk, sie machen auch keine Aufläufe und bauen keine Barrikaden. Sie verhungern und verkommen ganz in der Stille, und ihr Nothschrei stört nicht die behagliche Verdauung dinirender und soupirender Rentiers. Gott allein sieht ihr verschwiegenes Dulden.

Wie ist nun dagegen Abhilfe zu beschaffen? Man will helfen, augenblicklich helfen! Gut, man mag augenblicklich helfen. Aber die Frucht wird sich erst in Jahren, langen Jahren, zeigen. Wer in solchen Dingen sogenannte praktische Rathschläge begehrt, wundersame Geheimmittel, die von heute auf morgen wirken, der möge bedenken, daß in der Regel nur der Phantast oder der Charlatan derlei praktische Rathschläge in socialen Fragen giebt. Der besonnene, ehrliche, gründliche und praktische Mann glaubt auch hier an keine Universalpillen. Aber wie helfen wir auch nur allmählig? Wer kann hier über-

haupt helfen? — Nun, die Hilfe kann nur aus der Familie kommen. Was nützt aller Beweis, daß der Beruf des Weibes in der Familie gegeben sei, wenn Hunderte von Frauen keine Familie mehr finden können, die sie aufnimmt. Die Familie schließt sich, namentlich im wohlhabenden Bürgerthum immer enger ab. Lieber miethet der moderne Hausvater drei wildfremde Mädchen oder „Bonnen“, als daß er ein einziges armes Bäschen in seine Familie aufnehme. Oft ist ihm das auch nicht zu verübeln, weil das Bäschen infolge einer verdrehten Erziehung und Schulbildung im Hause unbrauchbar ist, keine Hülfe für die Hausfrau sondern ein störendes Element wäre. Darum ist bei der Erziehung und Schulung der weiblichen Jugend das Augenmerk auf eine Ausbildung für den häuslichen Beruf zu richten, mit der eine feine weibliche Geistesbildung sich sehr wohl vereinigen läßt. Die Möglichkeit und die Mittel dazu werden sich den Einen schon im Hause, Andern aber vielleicht in solchen Instituten, wie unsere Rigasche Mädchen-Gewerbeschule bieten, die, soviel ich davon gehört, die Vorbedingungen und richtigen Ansätze für eine normale Weiterentwicklung und vollere Ausgestaltung im rechten Geiste bisher besessen hat.

In den eingangs skizzirten, aus Damensfedern stammenden, so überspannten und verworrenen Zeitungsartikeln (für deren Begriffsverwirrungen die Verwechslung von Mehlthau und Blütenstaub ein so drastisches Beispiel liefert,) ist unter all dem Phrasenschwall doch auch eine durchaus concrete Wahrheit eingemengt, die nämlich, daß zu den Ursachen, welche die schlimmen Zustände unter den erwerbslosen Frauen verschuldet haben, auch die Töchter-schulen gehören. Die geehrten Verfasserinnen scheinen aber



diese wichtige Thatsache mehr instinktiv gefühlt als ihrem Wesen nach klar erkannt zu haben. Denn grade das, was die Ursache des Uebels ist, empfehlen sie als Heilmittel dagegen. Schon vor 34 Jahren hat einer der hervorragendsten und verdientesten Pädagogen unserer Heimath, der als Director des livländischen Landesgymnasiums zu Fellin verstorbene Karl Hoheisel in einem sehr gediegenen Aufsätze der „Baltischen Monatschrift“ auf unsere Töcherschulen als ein Grundübel der Mädchen-erziehung hingewiesen, vor den daraus entspringenden Gefahren gewarnt und eine rationelle Reform verlangt. Auf grundlegenden Ideen Niehls weiterbauend, führt er darin u. A. folgende Gedanken aus:

In unsern Mädchenschulen wird „viel zu wenig der Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur und noch weniger der eigentlichen weiblichen Bestimmung Rechnung getragen. Für die Bestimmung des Weibes aber halten wir, so altmcdisch das auch heutzutage vielen, selbst vielen Frauen klingen mag, durchaus die: daß sie einmal Gattin und Mutter werde. Dieser Beruf des Weibes ist und bleibt ein für allemal der heiligste, weil es der natürliche und von Gott verordnete ist. Aber diesen Beruf würdig auszufüllen ist wahrlich keine solche Kleinigkeit, als man gewöhnlich meint, und die Vorbereitung auf denselben, in der eben das Wesen der Mädchenerziehung bestehen soll, kann fürwahr nicht sorgfältig genug geschehen. Die Jungfrau soll durch die Verheirathung nicht bloß Gattin des Mannes werden, um ihm das Geschlecht fortpflanzen zu helfen, sondern sie soll nach göttlicher Ordnung seine Gehilfin sein: Gehilfin bei der Leitung des Hauswesens, Gehilfin beim Ertragen von Freud und Leid, wie sie das wechselvolle

Leben den Ehegatten zutheilt, Gehilfin bei der Erziehung der Kinder, Gehilfin bei der eigenen sittlichen Fortbildung und Vervollkommnung. Es versteht sich ganz von selbst, daß sie dazu auch der geistigen Bildung bedarf, und zwar muß ihre Bildungsstufe der des Mannes und derjenigen, die ihre Kinder erreichen sollen, angemessen sein. Sie muß im Stande sein, die geistigen Bestrebungen des Mannes zu begreifen und zu würdigen, sie muß im Stande sein, auf die Ideen des Gatten, soweit sich dieselben auf allgemein menschliche Verhältnisse beziehen, einzugehen, sie muß ein gesundes Urtheil über die praktischen Fragen des Lebens haben, muß eine belebte geistvolle Unterhaltung, sofern dieselbe sich in den dem weiblichen Geiste gezogenen Grenzen hält, mit dem Gatten führen können, sie darf im geselligen Umgange mit gebildeten Frauen und Männern sich keine Blößen geben. Nur so wird es ihr gelingen, dem Manne sein Haus lieb und behaglich zu machen, nur so wird sie sich für die Dauer die Achtung des Mannes bewahren können. Eine solche Bildung nun soll der heranwachsenden Jungfrau in der Schule gegeben werden. Es fragt sich daher zunächst: haben sich unsere Mädchenschulen diese Aufgabe gestellt und gebrauchen sie die geeigneten Mittel, um dieselbe zu lösen? Wir müssen auf beides entschieden: Nein! antworten. Nicht der Beruf einer Gattin wird dort, wie dies doch sein sollte, bei der Töchtererziehung ins Auge gefaßt, sondern vielmehr der Beruf — einer Gouvernante, und dieser ist — wir müssen es aufs entschiedenste behaupten — nicht der Beruf des Weibes. „Und was wird nicht alles diesem Gözen eines Gouvernantendiploms geopfert.“ Die Ueberladung mit Schularbeiten ruinire zunächst den Körper,

und dann habe „dies Bollpfropfen mit einer Masse unnöthiger Kenntnisse auch in praktischer, intellectueller und moralischer Beziehung die verderblichsten Folgen.“ Wo solle denn das Mädchen die Zeit hernehmen zur Erwerbung der für ihren dereinstigen Beruf als Gattin gewiß eben so sehr, ja noch viel mehr nothwendigen Einsicht in die Geschäfte der Wirthschaft und des Haushalts? „Und nicht allein die Zeit fehlt dazu, sondern auch die Lust und das Interesse dafür wird durch die ausschließlich wissenschaftliche Beschäftigung ertödtet.“ In den meisten Fällen habe „dies Bollpfropfen“ der Mädchen „mit ungehörigen Kenntnissen nicht einmal den beabsichtigten Erfolg für ihre wissenschaftliche Ausbildung . . . . Statt daß das Gelernte ihren Verstand aufhellen, ihr Urtheil schärfen, ihr Gemüth veredeln sollte, tritt eine heillose Verwirrung in ihrem Geiste ein, das Urtheil über die einfachsten Dinge wird schief und verkehrt, der gesunde Menschenverstand wird ausgetrieben, der Mutterwitz getödtet, und nicht selten gewinnen sie selbst zuletzt geradezu einen Ekel vor jeder wissenschaftlichen Beschäftigung, und es tritt — wie sich denn die Extreme oft genug berühren — gerade das entgegengesetzte Uebel ein: sie werden mit der Zeit zu total prosaischen, geistlosen, materiellen Geschöpfen.“ — „Die eigentliche weibliche Bildung besteht nicht in den angelernten Kenntnissen, sondern in dem Vorhandensein jenes eigenthümlichen weiblichen Zartgefühls, das in allen Fällen das Schickliche und Angemessene herauszufinden vermag, in dem sogenannten Tacte der Frauen, der sie auch unbewußt, durch das unmittelbare Gefühl in allen Lagen des Lebens das richtige Benehmen und über die ihrer Sphäre angehörigen Dinge das richtige Urtheil treffen läßt; jener Eigenthümlichkeit, die auf Seiten der

Frauen dem theoretischen Denken des Mannes gegenübersteht und die wir Männer so oft mit Recht an dem Weibe bewundern, da die Resultate eines solchen feinen weiblichen Tactes oft überraschend richtiger sind, als die unserer bewußten Grundsätze, logischen Schlußfolgerungen und theoretischen Gedankensysteme. Zartgefühl und Tact aber kann den Frauen in der Schule nicht beigebracht, kann ihnen überhaupt nicht beigebracht werden, sondern ist jedem Weibe in höherem oder geringerem Grade schon angeboren und muß nur durch richtige Erziehung entwickelt oder vielmehr es muß deren Selbstentwicklung nur nicht auf ungeschickte Weise behindert und unterdrückt werden. Hier nun kommt es vorzüglich darauf an, daß man nicht in der Erziehung zu viel thue. . . . Man lasse das Mädchen ruhig gewähren, mentorisire nicht unnöthigerweise beständig an ihm herum, lasse der stillen Entwicklung Zeit und Ruhe, und wie die Blume des Leibes sich von selbst an der heranwachsenden Jungfrau entfaltet, so werden es auch die schönsten Blüthen des weiblichen Gemüths, weibliches Zartgefühl und richtiger weiblicher Tact. . . . Wenn aber die Schule im allgemeinen nichts dafür thun kann, weibliches Zartgefühl und weiblichen Tact anzubilden so kann sie sich doch umgekehrt sehr schwer daran veründigen, daß sie das Zartgefühl in seiner Entwicklung unterdrückt, ja wohl gar völlig vernichtet. Und dieser Veründigung — wir müssen es gestehen — machen sich unsere Mädchenschulen nach ihrer gewöhnlichen gegenwärtigen Einrichtung in vieler Beziehung schuldig. Wenn man erfährt, wie unweiblich die Schülerinnen in so vielen Mädchenerziehungsanstalten behandelt werden, wie oft das weibliche Zartgefühl durch absichtliche Beschämung und harte Rüge in Gegen-

wart der Mitschülerinnen verlegt wird, wie man Ehrgeiz, diese unweiblichste unter allen Leidenschaften oft so gewissenlos und frevelhaft anstachelt und dadurch das wahre Ehrgefühl immer mehr und mehr abstumpft; wie man sie durch lobende und tadelnde Bemerkungen in den Tagebüchern, durch Censuren und Examina hindurchgeißelt: so darf man sich wahrlich nicht wundern, daß man so wenig zarte Weiblichkeit bei unsern jungen Mädchen mehr antrifft. Es ist kaum zu glauben, was in dieser Beziehung gefrevelt wird. . . . So kann es denn auch nicht besonders auffallen, wenn sie bald vor nichts mehr erröthen, wenn sie gegen jede zarte Verührung völlig stumpf werden, wenn sie in der Schule auch nicht mehr lernen aus Wißbegierde und Pflichtgefühl, sondern lediglich um mit ihren Kenntnissen beim Examen zu brilliren, um eine der andern den Rang abzulaufen, um Lob und Beifall und äußere Auszeichnungen einzuernten; ferner wenn sie auch späterhin ihre Kenntnisse und ihre vermeintliche Bildung unweiblich zur Schau tragen, wenn sie selbst Männern durch ihr Wissen zu imponiren suchen, ja zuletzt alle Schranken der Zucht und Sitte durchbrechen! . . . „Wir sind überdies der Meinung, daß unzweifelhaft viel mehr Mädchen heirathen würden, wenn sie in der That zu Hausfrauen und nicht zu Gouvernanten erzogen würden.“ „Daß heutzutage so viele Männer nicht heirathen, hat allerdings zum Theil in den Männern seinen Grund, deren Egoismus außer der Ehe besser seine Rechnung zu finden hofft, die die Sorgen und hauptsächlich die Pflichten des Ehestandes scheuen; es liegt ferner zum Theil an den Schwierigkeiten des Erwerbes, die es dem Manne oft sein Leben lang unmöglich machen, einen eigenen Hausstand zu begründen;

aber es hat zum großen Theil auch in der Beschaffenheit unserer jungen Mädchen seinen Grund. Sie sind nicht darnach, daß der Mann bei der Verbindung mit einer unter ihnen in der That hoffen könnte, das wahre Glück der Ehe zu finden: und die Schuld liegt — an ihrer verkehrten Erziehung. Die Erfahrung lehrt, daß bei uns fast die Hälfte derer, die sich zum Gouvernantenexamen herzdürängen, dem Handwerkerstand angehört.\*) Diese treten durch ihre höhere Schulbildung, die ihnen freilich meist ohne ihre Schuld von unverständigen, über ihren Stand hinausstrebenden Eltern aufgedrängt wird und die dennoch nur selten bei ihnen in Fleisch und Blut übergeht, sondern meist eine bloß äußerliche Dressur bleibt, aus ihrem Stande heraus. Es ist wohl nicht zu verwundern, daß ein Mädchen solchen Standes, sobald es eine höhere Töchterschule durchgemacht, das Gouvernantenexamen absolvirt, wohl gar schon einige Jahre als Erzieherin in einem adligen Hause gelebt hat, größere Ansprüche auf Bildung und Comfort macht, als denen ein einfacher Handwerksmann in der Ehe mit ihr genügen kann, daß sie also einen Mann aus ihrem Stande nicht zum Gatten nehmen mag. Noch

---

\*) Zu dieser zunächst auf Revalsche Verhältnisse Bezug nehmenden Angabe Hoheisels bemerkt die Redaction der „Balt. Monatschrift“, daß „unter 70 jungen Mädchen, welche in den letzten zwei Jahren (1858 und 1859) in Riga das Examen als Gouvernanten und für Elementarunterricht bestanden, 20 dem niedern Bürgerstande angehörten.“ — Ob jetzt nach 34 Jahren der Antheil des Bürgerstandes derselbe geblieben ist, weiß ich nicht; wohl aber kommt hierbei in Betracht, daß seitdem eine sehr große Menge diplomirter Gouvernanten vom Bauernstande geliefert worden ist.

weniger aber darf es auffallen, daß der Handwerker sich scheut, ein solches Mädchen, das in der That in seinen Hausstand nicht mehr hineinpäßt, zu heirathen. Es ist bereits bei uns soweit gekommen, daß der Handwerker kaum mehr aus seinem Stande heirathen kann, sondern genöthigt ist, unter denselben hinabzusteigen und sich eine Frau unter den Dienstmägden zu suchen. — Und auch in den gebildeten Ständen will ich es einem Manne nicht verargen, wenn er Anstand nimmt, ein Mädchen, das ohne alle Rücksicht auf den Beruf einer Hausfrau zur Gouvernante erzogen ist, das durch alle Schalexamina und zum Schluß noch durch das Gouvernantenexamen hindurchgehetzt, alsdann vielleicht in einer demüthigenden unnatürlichen Stellung in fremden Häusern umhergestoßen ist, das körperlich die Gesundheit eingebüßt, sittlich durch die Verkehrtheiten unserer gewöhnlichen Schulerziehung und durch Gouvernantenexamen und Gouvernantenwirksamkeit den Blütenstaub zarter Jungfräulichkeit abgestreift hat, das, an den Gouvernantenton gewöhnt, sich leicht einfallen lassen könnte, auch an dem Manne noch herumzugouverniren, das überbildet und unweiblich, jedenfalls durch Erziehung und bisherige Lebensweise für den Beruf einer Hausfrau verdorben ist, — zu heirathen.“

Auf Grundlage dieser Erwägungen trat nun Hoheisel für eine Reform unserer Töchterschulen, die Beseitigung des französischen Sprachunterrichts und andern unnützen Lehrstoffes ein, so daß das Wissensgebiet sich mehr in die Tiefe als in die Breite ausdehnen solle. Vor allem aber rieth er dringend dazu, die weibliche Jugend nach Möglichkeit im Hause und nicht in öffentlichen Anstalten zu bilden. 34 Jahre sind seitdem vergangen. Die den Dingen

auf den Grund gehenden, die tiefgreifenden Wirkungen des Mädchenschulwesens auf den gesammten socialen Organismus so klar und überzeugend aufdeckenden, weisen Mahnungen des hochverdienten, einsichtsvollen Pädagogen aber sind wenigstens von Seiten der Töchterschulen unbefolgt geblieben. Mag man auch manchen, hier unerwähnt gebliebenen Vorschlägen, Ausführungen und Einzelheiten seines tiefdurchdachten gedankenreichen Aufsatzes wohl die Zustimmung versagen oder ihre Formulirung für zu schroff und einseitig halten, mag man auch sein ganzes Reformprogramm für das öffentliche weibliche Schulwesen für nicht erschöpfend halten, indem man der Ansicht sein kann, daß der Hoheiselsche Plan mit dem der damals noch nicht existirenden Mädchengewerbeschulen combinirt werden müßte, sowie daß es analog den Knabengymnasien und -Realschulen auch für Mädchen zwei verschiedene Hauptgattungen höherer Schulen geben müßte, — das Eine wird man, wenn man überhaupt auf positivem Boden steht und kein radikaler Umstürzler ist, zugeben, daß Hoheisel in der Hauptsache zweifellos das Richtige getroffen hat, wenn er nämlich nachweist, daß in unsern Mädchenschulen „viel zu wenig der Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur und noch weniger der eigentlichen weiblichen Bestimmung, einmal Gattin und Mutter zu werden, Rechnung getragen wird“, daß es im höchsten Grade verfehlt und verkehrt ist, das Gouvernantendiplom, d. h. die Ausbildung zur Gouvernante, zum Abschluß und Zielpunkt des ganzen weiblichen Unterrichts zu machen, daß von den Töchterschulen alles Andere eher als Entwicklung und Förderung weiblichen Wesens und weiblicher Tugenden erwartet werden dürfe, daß hierzulande nicht dank, sondern trotz den Töchterschulen noch so viel Weiblichkeit anzutreffen



ist, und daß gerade die Töchter Schulen an der stets anwachsenden Zahl unverheiratheter Mädchen Schuld haben. Die unverheiratheten, berufslosen, erwerbslosen Mädchen aber gerade sind das Element, um das sich die sogenannte Frauenfrage dreht, aus dem die ganze wider-natürliche und schädliche Bewegung für Fraueneman-cipation entspringt.

Die Rückführung der vereinzeltten Frauen zur Familie wird, wie Niehl überzeugend auseinandersetzt, nur dann erfolgen, wenn die ganze Gesellschaft und unter deren Einfluß auch die Mädchenerziehung wieder tiefer durch-drungen sein wird von dem Geiste der Familienhaftigkeit. Einen solchen Geist citire man natürlich nicht wie ein Gespenst durch ein Zauberwort mit etwas socialpolitischem Hofuspokus. Man könne ihn nur entzünden — langsam und allmählig — bei den Einzelnen, man könne durch ein treffendes Wort den Leuten klar machen, was sie wohl geahnt und gefühlt, aber nicht auszusprechen gewußt haben, man könne solchergestalt allmählig eine kleine Gemeinde der Gleichgesinnten stiften, und in Jahr und Tag, wenn vielleicht längst unsere Kinder an unserer Statt eingerückt sind, werde der ursprüngliche zündende Funken zu einem hellen Feuerschein geworden, der Geist in allem Volk entzündet sein. „Den Geist der Familien-haftigkeit“, sagt der große Culturhistoriker, „wünschte ich zu entzünden durch dies Buch, und wenn mir das gelänge bei einigen Wenigen, Gleichgesinnten, wenn ich nur ein Duzend deutscher Männer und Frauen bewegen könnte, die verflungene Idee „des ganzen Hauses“ wieder in sich aufleben zu lassen, dann würde ich mich glücklich preisen, mit diesem Buche einen großen praktischen Erfolg gewonnen zu haben.“

Ich aber, der ich, unsere speciellen baltischen Verhältnisse im Auge behaltend, allerdings in sehr freier Weise mit mannigfachen eigenen Zusätzen und Umschmelzungen, vorhin die Grundgedanken des Niehlschen Buches wiedergegeben habe, würde mich sehr freuen, wenn dadurch eine größere Anzahl unserer gebildeten Familienväter und -Mütter, insbesondere aber auch unsere reifere Jugend zu eindringender Beschäftigung damit angeregt werden sollte. Ich bin zwar überzeugt, ich weiß es, daß in vielen von unsern Häusern der Geist der Familienhaftigkeit nicht erst geweckt zu werden braucht, sondern in ihnen lebendig ist; gegenüber den bewußten und unbewußten Versuchen aber, diesen Geist zu verwirren, zu corrumpiren und zu ersticken, thut man wohl, von dem festen Standpunkte einer positiven sittlichen Weltanschauung aus unbefangenen, freien Blicks das reale Leben zu betrachten, an die eigenen und die allgemeinen praktischen Aufgaben in Haus, Gesellschaft und Staat heranzutreten. Dieser positiven Weltanschauung, die die Fesseln eines fortschrittlichen Phrasenthums und einer terroristischen Freidenkerei nicht duldet, hat man es zu verdanken, daß bei unszulande das Familienleben im Großen und Ganzen noch durchaus sittlich gesund ist, daß in den Häusern strenge Zucht und gute Sitte waltet, daß die Frauen echt weiblich und rein sind, im öffentlichen Leben aber Treue, Glauben und Ehre noch so viel gilt.

Beide — die Geltung einer positiven höhern Weltanschauung innerhalb der Gesellschaft und die Weiblichkeit der Frauen — stehen in unlöslicher Wechselwirkung zu einander: in einer innerlich zersetzten Gesellschaft, in der jene Weltanschauung nicht mehr die treibende Kraft bildet, müssen auch die Frauen entarten, und wo die

Frauen entartet sind, da gilt auch solch eine edle Weltanschauung nichts mehr, da muß naturnothwendig der Gesamtorganismus der Gesellschaft und des Staates zerfallen. Gelingt es erst dem Geiste der Verneinung die Frauen zu gewinnen, sie durch Emancipation zu entweiblichen, so ist auch schon der Grundpfeiler alles Gemeinwohls, die Familie, zersezt, Alles, was uns theuer und heilig ist, dem Untergange geweiht.

So weit sind wir aber, Gott sei Dank, noch lange nicht. Denn darum weil einigen emancipationsklüsternden Damen unter uns Gelegenheit und Spielraum geboten worden ist, mit ihren Theorien (entlehnter, importirter Waare) auf den Markt der Oeffentlichkeit zu treten und sehr laut das große Wort zu führen, als wären sie die berufenen Repräsentantinnen ihres Geschlechts hieselbst, hat man noch lange nicht ein Recht zu glauben, es gäbe hierzulande vieler solcher Elemente oder deren jetzt viel mehr als ehemals. Eine Gefahr, die der Ansteckung und der Verwirrung des richtigen Gefühls weiterer Kreise, lag bloß in dem kritiklosen, schwächlichen, schwankenden Gewährenlassen, wo es am Plage war, der wahren öffentlichen Meinung einen klaren, charaktervollen Ausdruck zu verleihen, vor dem das vorlaute, eitle Gebahren sich beschämt und verschüchtert zurückgezogen hätte.

Nein! Unsere Frauen sind nicht so, wie die sich vordrängenden emancipationsklüsternden Damen sie haben möchten. Sie sind die echten Töchter ihrer Mütter, Großmütter und Eltermütter, deren edle Weiblichkeit in alter und neuerer Zeit uns von zuverlässigen Gewährsmännern nicht bloß aus unserer eigenen Mitte sondern auch von Fremden verschiedener Nationalitäten bezeugt worden ist. Aus weiter Ferne zu uns gekommen und in

sie zurückgekehrt haben diese Zeugen die Frauen dieses Landes der Wahrheit gemäß so hoch gepriesen und so geschildert, daß auf die Gepriesenen voll und ganz die Worte Walther's von der Vogelweide passen:

Unsre Frau'n sind engelschön und rein.  
 Thöricht, wer sie schelten kann.  
 Anders wahrlich mag es nimmer sein.  
 Zucht und reine Minne,  
 Wer die sucht und liebt,  
 Komm in unser Land, wo's noch beide giebt.  
 Leb' ich lange nur darinne.



In gleichem Verlage erschien früher:

**Zwei Schwestern.**

Erzählung in Briefen.

**Erlebnisse aus dem deutsch-französischen Kriege.**

**Kleine Schriften**

von

**Alexander Frehtag-Loringhoven.**

Preis broch. 75 Kop. — in eleg. Leinwandbd. 1 Abl. 20 Kop.